

GFL

German as a foreign language

Einleitung: Alltagssprache und Deutsch als Fremdsprache

Melani Schröter, Reading & Nils Langer, Bristol

ISSN 1470 – 9570

Einleitung: Alltagssprache und Deutsch als Fremdsprache

Melani Schröter, Reading & Nils Langer, Bristol

Über das, was uns im Alltag umgibt oder was wir alltäglich verwenden, sehen wir meistens hinweg. Was uns alltäglich begegnet, ist das Selbstverständliche, es bildet den Hintergrund, vor dem sich das Besondere abhebt. Wenn man sich dem Thema Alltagssprache oder auch Alltagskultur nähert, stellt sich vor allem das Problem der Isolierbarkeit. In dieser *GFL-Sondernummer* versuchen wir in sechs Aufsätzen namhafter GermanistInnen aus Großbritannien und Deutschland, das Konzept von Alltagssprache in der Sprachwissenschaft näher zu beschreiben und seine Anwendbarkeit auf und Sinnhaftigkeit für den Unterricht *Deutsch als Fremdsprache* zu prüfen.

Alltagssprache – allgegenwärtig, aber schwer zu (er)fassen?

Schon phänomenologisch gesehen bereitet es Schwierigkeiten, den ‚unauffälligen Hintergrund‘ analytisch zu isolieren, das Alltägliche also in den Status des Besonderen zu heben, das gesondert betrachtet werden soll. Einen Ansatzpunkt zur Hervorhebung und Erfassung von Alltagssprache bietet in diesem Sinne die Abgrenzung von Registern und Varietäten, die nicht dazu gezählt werden können, wobei sich vor allem der Gedanke an Fach- und Sonder(!)sprachen aufdrängt. Steger (1998: 289) bezeichnet Alltagssprache als „unmarkierte Sprachform“, wobei natürlich letztendlich jede Sprachform dann unmarkiert ist, wenn sie in ihrem entsprechenden Soziolekt neutral gebraucht wird. Unmarkiert ist das, was in einem bestimmten Kontext erwartet werden kann – variierende Kontexte erlauben dementsprechend variierendem Sprachgebrauch, als unmarkiert durchzugehen. Eine andere Version der Unmarkiertheit versteht diese so, dass eine sprachliche Variante in *allen* Varietäten unmarkiert ist: ‚das Haus ist blau‘ wird anzunehmenderweise von allen Sprechern zu (fast) allen Zeiten gleich verstanden und ist somit – sprachlich – unmarkiert. Insofern wäre ein angemessenes Verständnis von Alltagssprache, dass sie weder räumlich noch soziologisch eingeschränkt ist. Dies trifft jedoch in erster Linie auf (geschriebene) Standardsprache zu – nicht gerade die allererste Assoziation zum Thema Alltagssprache. Die Frage stellt sich, ob es tatsächlich alltagssprachliche Konstruktionen gibt, die weder räumlich noch soziologisch markiert sind. Damit stellt sich das Problem der Isolierbarkeit auch noch auf andere Weise.

Alltag nimmt üblicherweise einen breiten Raum ein, d. h. dass Alltagsleben, Alltagskultur, Alltagserfahrungen und alltäglicher Sprachgebrauch höchstwahrscheinlich quantitativ, v. a. in der zeitlichen Ausdehnung, dominieren. Das bedeutet aber auch, dass die Wahrscheinlichkeit hoch ist, dass es zu Überschneidungen zwischen Bereichen (und, bezogen auf den Sprachgebrauch, Varietäten und Registern) kommen kann, die die oben angedeutete Isolierbarkeit zusätzlich erschweren. Wie verhält sich Alltagssprache zu (regionaler) Umgangssprache, Standardsprache, gesprochener oder geschriebener Sprache?

Ein Vorschlag, der zwar nicht alle konzeptuellen Schwierigkeiten aus der Welt schafft, dem wir uns aber anschließen möchten, besteht darin, Alltagssprache als Nähesprache oder private Sprache zu verstehen (Elsaß 2010). Der Begriff Nähesprache geht auf Koch & Oesterreicher (zuletzt 2007) zurück und ersetzt die problematischere Dichotomie von gesprochener vs. geschriebener Sprache. Nähesprache, im Gegensatz zur Distanzsprache, ist sowohl räumlich als auch kulturell und sozial (Bekanntheitsgrad, Vertrautheit) zu verstehen und zeichnet sich durch Konstruktionen aus, die uns aus der prototypischen gesprochenen Sprache bekannt sind, also phonologische oder graphische Abkürzungen und Abschleifungen, grammatikalische Periphrasen (*tun* als Hilfsverb, Perfekt statt Präteritum) oder 'saloppes' Vokabular. Nähe- und Alltagssprache ist jedoch mit gesprochener Sprache nicht gleichzusetzen, denn sie ist nicht nur in gesprochenen, sondern auch in geschriebenen Textsorten zu finden – z. B. in Tagebucheinträgen, Privatbriefen, Notizzetteln, neuerdings natürlich auch in E-Mails und elektronischen Echtzeitgesprächen (Chats), auf Facebook, Twitter etc. (Elsaß 2010: 419). Es sind dies jedoch vorwiegend Textsorten, die, obwohl schriftlicher Modalität, doch in hohem Maße konzeptionelle Mündlichkeit aufweisen. Die Relevanz gesprochener Sprache für Alltagssprache ist also groß. Gesprochene Sprache kann allerdings auch nicht mit Alltagssprache gleichgesetzt werden, wenn man an nicht-alltägliche mündliche Textsorten denkt, die von den Beteiligten oft aufwändig vorbereitet werden müssen, etwa Vorstellungsgespräch oder Radiointerview.

Andersherum betrachtet darf man Alltagssprache auch nicht nur in ihrer Verschiedenheit zur formalisierten Schriftsprache sehen: jeder Privatbrief und jeder elektronische Chat unter den coolsten Jugendlichen wird Elemente enthalten – sprachlicher und orthographischer Art –, die auch in der Standardsprache enthalten sind. Wie andere Varietäten auch ist Alltagssprache somit nicht völlig isoliert zu

betrachten, sondern steht in einem mehr oder weniger engen Verhältnis v. a. zu Standardsprache, Dialekten, (regionaler) Umgangssprache und Soziolekten wie z. B. der Jugendsprache. Alltagssprache ist das, was im Alltag gesprochen wird, wobei man mit Überschneidungen rechnen muss. Im Berufsalltag gibt es üblicherweise viele kurze, informelle Gespräche zwischen KollegInnen, die dem Bereich der Nähesprache zuzuordnen wären und dennoch fachsprachliches Vokabular enthalten können. Wenn man sich bei Alltagssprache auf das Kriterium Nähe/Distanz verlässt, sollte man vielleicht darauf hinweisen, dass SprecherInnen auch im Alltagsleben Übergängen und Fluktuationen zwischen sozialer Nähe und Distanz ausgesetzt sind, die Unsicherheiten verursachen, was wiederum sprachliche Folgen hat, und dass daher das Selbstverständlich-Unmarkierte auch zum Markiert-Hervorgehobenen übergehen kann und umgekehrt.

Hat der Terminus Alltagssprache bei den vielen Unsicherheiten und Überschneidungen einen Mehrwert? Wir denken schon, denn er weist daraufhin, dass es zwischen kodifizierter Standardsprache und Regional-, Sonder- und soziolektaler Sprache, die durch ihre sprachliche Salienz markiert sind, eine – zumindest relativ – unmarkierte Sprachform gibt, die von den Sprechern des Deutschen auch entsprechend wahrgenommen wird: als ‘normale’, gesprochene oder konzeptionell gesprochene Sprache, die im Verständnis der jeweiligen Sprecher keine auffälligen Markierungen enthält (vgl. Spiekermann 2005). Dies zeigt sich z. B. sehr schön im *Atlas der deutschen Alltagssprache* (Universität Augsburg; Elspaß & Möller 2003ff.), dessen zentraler Befund zu sein scheint, dass es signifikante Sprachvariation sehr wohl oberhalb der Dialekte gibt, dass die gemeinsamen geographischen Räume aber häufig eher groß sind. Dies ist also im Wesentlichen, was auch unter ‚regionaler Umgangssprache‘ verstanden wird, denn natürlich ist der Sprachgebrauch im Alltag u. U. auch regional markiert.

Die meisten Schwierigkeiten bereitet die Abgrenzung der Begriffe Alltagssprache und (regionale) Umgangssprache. In der Tat beziehen sich beide auf etwa das gleiche Phänomen. Wir möchten nicht behaupten, dass es einen Unterschied zwischen Alltagssprache und (regionaler) Umgangssprache gibt, denn u. E. handelt es sich dabei um das gleiche Phänomen. Wir verwenden allerdings lieber den Begriff Alltagssprache. Entsprechend dem oben Ausgeführten bringen die beiden Begriffe jedoch u. E. leicht unterschiedliche Perspektiven auf dieses Phänomen zum Ausdruck bzw. auch ein leicht unterschiedlich gelagertes Interesse am Gegenstand. Das Interesse an der Umgangs-

sprache gilt der Isolierung sprachlicher Varianten, die typisch sind für den alltäglichen, informellen Sprachgebrauch. Dies spiegelt sich in dem Kürzel *ugs.* in Wörterbucheinträgen wider, das allerdings auch dokumentiert, in welchen Kontexten man eine bestimmte Variante verwenden würde. Wie Umgangssprache, so betont auch Alltagssprache das Moment der sozialen Nähe, soll aber in unserem Verständnis noch stärker den Gebrauchskontext betonen, von dem es abhängt, was als markiert oder unmarkiert durchgeht. Der Begriff der Alltagssprache und ihr Verständnis als Nähesprache löst sich auch von der Dichotomie *gehoben vs. umgangssprachlich*, also von dem Kriterium der Formalität, und betont die Relevanz der Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache bzw. konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Alltagssprache versus Sprachnorm(ierung)

Der Beginn der Soziolinguistik in den 1960er Jahren bedeutete nicht nur die Entwicklung und Anwendung neuer Forschungsmethoden, sondern auch die Zuwendung zu neuen Quellensorten. Etwa parallel erfolgte ja auch die systematische(re) Hinwendung zur gesprochenen Sprache mit der Entwicklung des Begriffsinventars zu deren Beschreibung. Die Abkehr von der traditionellen Dialektologie, die sich vornehmlich mit ländlichen Sprachvarietäten befasste (man denke an den Idealsprecher NORM, wie er von Chambers & Trudgill 1980 bezeichnet wurde)¹ rief auch die Beschreibung neuer Varietäten hervor, die als Soziolekte bezeichnet wurden. Vor allem konzentrierte sich das Interesse auf die Sprachen marginalisierter Gruppen, die nicht die entsprechenden Positionen, etwa in Bildungsinstanzen, besetzten, um kulturelle und sprachliche Normen und Werte zu etablieren, zu repräsentieren und zu perpetuieren. Im deutschsprachigen Raum interessierte man sich vor diesem Hintergrund etwa für Jugendliche, Frauen und Gastarbeiter. Ziel der frühen Soziolinguistik war es nicht nur, die sprachliche Realität zu erfassen durch die adäquate Beschreibung von Sprachvariation, sondern auch durch besseres Verständnis der Vielfalt von Sprache größere soziale Gerechtigkeit zu erreichen. Dadurch wurde die sprachliche Realität gegenüber der sprachlichen Norm aufgewertet. So wurde gezeigt, dass das Vokabular von Jugendlichen nicht schlechter war als die Standardsprache, sondern ganz gezielte und voraussagbare Funktionen (z. B.

¹ NORM = Non-mobile, older, rural, male.

der Gruppenidentitätsbildung) erfüllte. Weiterhin untersuchte man den Sprachgebrauch daraufhin, inwieweit der Sprachgebrauch von Frauen (und, implizit, Männern) ungleiche Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern konstituierte und/oder widerspiegelte. ‚Gastarbeiterdeutsch‘ wurde in soziolinguistischen Untersuchungen dahingehend kontextualisiert, dass es sich nicht um den mangelhaften Spracherwerb Lernunfähiger handele, sondern um das Ergebnis eines ungesteuerten Spracherwerbs zu bestimmten – und begrenzten – Zwecken.

SoziolinguistInnen verstanden es als ihre Aufgabe, außerhalb des rein wissenschaftlichen Rahmens darüber aufzuklären, dass Sprache in Vielfalt existiert und dass diese Vielfalt weder verwirrend noch funktionslos oder gar redundant für die Sprecher einer Sprache ist. Diese grundsätzlichen Ergebnisse der Forschung aus den 1970er Jahren sind innerhalb der akademischen Disziplin der (Angewandten) Linguistik inzwischen, trotz methodologischer und theoretischer Weiterentwicklung, vollständig akzeptiert und inkorporiert worden. Allerdings haben diese Ergebnisse nie in der breiteren Öffentlichkeit eine so große Resonanz gefunden wie etwa die Diskussion um Sprachnormen und Sprachkultur, die eher im Randbereich der Sprachwissenschaft als akademischer Disziplin angesiedelt ist. Sie ist auch deshalb so wirkungsvoll, weil sie nahtlos an geläufige Bildungserfahrungen anknüpft und sich in Bildungsinstitutionen einfügt, in denen die Orientierung am (schriftsprachlichen) Standard die Norm ist. Die Erfolge von Bastian Sicks Publikationen, die die Normideologie in fast amüsanter Weise von der Kanzel des Wissenden² der Gemeinde der wahrscheinlich nicht weniger Gebildeten predigen, zeigen, wie sehr der Gedanke der variationslosen Standardsprache in den Vorstellungen der Sprecher verankert ist. Dass dies keinesfalls der Sprachrealität entspricht, ist den meisten Sprechern auf Nachfrage bekannt, wird aber konsequent ignoriert.

Das existierende Maß an Variation anzuerkennen und zuzulassen bedeutet ja nicht, dass es keine Norm gibt, und dass eine Norm nicht auch orientierende Funktion haben kann. Insofern wird man auf eine Standardvariante auch schwer verzichten können. Die Betonung von Variation wird und will den Standard nicht abschaffen, der sicher auch

² Maitz & Elspaß (2007) benutzen den unserer Ansicht sehr passenden Begriff der *Spracharistokratie*, da er sehr schön zeigt, dass gewisse Sprecher, wie z. B. Sick, einfach bestimmte Varianten zur Norm erklären (Sick bezieht sich hierbei gerne auf seine Familie und Lehrer als Bezugsnorm), ohne dass über deren Entscheidung reflektiert wird. Man sagt halt ‚habe gegessen‘ statt ‚bin gegessen‘, weil Herr Sick es ja so gelernt hat und so weiter berichtet.

im Unterricht (sowohl Fremd- als auch Muttersprache) seinen zentralen Platz verdient. Der Unterschied liegt aber darin, wie man mit „Abweichungen“ bzw. Variationsbreite³ umgeht, die eben auch regelmäßig, oft genug auch regelhaft, auftreten. Eine systematische Erfassung und Beschreibung solcher Sprachvariation könnte die Grundlage dafür bilden, die sprachliche Realität statt mehr oder weniger ausschließlich eine sprachliche Norm zu vermitteln. Der Versuch, das, was als Abweichungen von der Norm wahrgenommen wird, durch öffentliche Geißelung möglichst aus der Welt zu schaffen, ist in dieser Hinsicht nicht nur kontraproduktiv – sondern auch höchst unrealistisch.

Alltagssprache und DaF-Unterricht

Die ausschließliche Orientierung am sprachlichen Standard ist auch typisch für den DaF-Unterricht. Von Zeit zu Zeit brodeln Diskussionen darüber auf, inwieweit Sprachvariation im Unterricht zulässig oder gar wünschenswert ist (vgl. Durrell 2006, Spiekermann 2007). Götze (2001) spricht sich deutlich dagegen aus, und man sollte hier explizit darauf hinweisen, dass solche Opposition sich eben nicht nur auf Sprachanfänger bezieht, denen man Variation nicht zumuten könne, da es schwierig genug sei, erstmal eine Version zu lernen: wenn die meisten Deutschsprechenden *die Butter* sagen, darf man wohl zumindest den Nicht-Fortgeschrittenen verschweigen, dass es in einer großen Region *der Butter* heißt. Der Abdruck einer positiven Rezension von Sicks *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* in der Fachzeitschrift *Info DaF* (2007-08) entfachte eine leidenschaftliche Diskussion (2007-08) über die von der Rezensentin vorgeschlagene Anwendung des Buchs für den DaF-Unterricht. Sprachwissenschaftler empörten sich über diesen Vorschlag (Maitz & Elspaß 2007, später auch König 2008 und Ágel 2008), weil Sicks normideologische Gedanken zementierte und die Sprachrealität eben nicht widerspiegeln, wurden aber von Werner Roggausch, einem DaF-Experten, jedoch nicht Sprachwissenschaftler, mit dem Hinweis zurückgewiesen, dass wir als Sprachlehrer eben auch den Auftrag haben, gegen ‘die gesamtgesellschaftlichen Verwahrlosungstendenzen’ anzugehen (Roggausch 2007). Sprach-

³ Der Begriff ‘Abweichung’ ist hier vielleicht etwas unglücklich gewählt, da er suggeriert, dass es im Standard immer nur *eine* richtige Variante gibt. Das entspricht natürlich nicht der Wirklichkeit, denn wenn man *Standard* als prestigeträchtige, nicht auffällige Form versteht, ist sowohl *ist gestanden* wie auch *habe gestanden* in jeweiligen geographischen Räumen Standard (vgl. Langer 2007 zu einer Diskussion über die Verortung von Standard sowie Berend 2005 und Spiekermann 2006 und 2007 über regionale Standards).

verfall also aus Ausdruck von Kulturverfall!⁴ Mit der Praxis hat die Vorstellung einer variationslosen deutschen Sprache wenig zu tun. Ransmayr (2006) untersuchte den DaF-Unterricht an Universitäten in Großbritannien, Frankreich, Tschechien und Ungarn und fand klare Unterschiede zwischen dem, was als ‚richtiges‘ Deutsch in der Lehre akzeptiert wurde. Durrell und Langer führten eine Umfrage unter irischen und britischen Hochschullehrern im DaF-Unterricht durch und stellten ebenfalls eine große Variationsbreite dessen fest, was als akzeptabel empfunden wurde (Langer 2010). Das besonders Interessante hierbei war, dass die meisten DaF-Lehrer durchaus von einer singulären Normvorstellung in ihrem Unterricht ausgingen, nur dass eben das, was von einer Dozentin oder Lektorin an der University of X als korrekt oder normenhaft empfunden wurde, nicht genauso von einem Kollegen an der University of Y gesehen wurde. Die einzige der 30 überprüften Konstruktionen, die von allen 70 Informanten gleich bewertet wurde, was der Gebrauch von *weil* + V2 im geschriebenen Deutsch – von allen als inkorrekt korrigiert. Dies zeugt nicht von Unsicherheit, denn keineR der InformantInnenen war in ihrem Urteil ‚unsicher‘ bei der Bewertung der Beispielsätze, sondern es zeugt von Variationsbreite auf gesamtsprachlicher Norm (vgl. hierzu auch Davies 2006 sowie Wagner 2009 für L1-Lehrer des Deutschen).

Sprache existiert also in Vielfalt, und ein angemessener Fremdsprachenunterricht sollte dies durchaus reflektieren, zum Einen durch die Berücksichtigung nationaler Varietäten wie z. B. deutschländisches Deutsch vs. österreichisches Deutsch (vgl. Muhr 2007 zu regelmäßiger Aussprachevariation in den deutschen Standardsprachen in Österreich, Deutschland und der Schweiz), zum Anderen die Aufklärung darüber, dass die derzeit von den meisten Lehrenden bevorzugte Schriftsprachnorm sicherlich kaum außerhalb von geschriebenen Texten zu finden ist. Man sollte aber doch meinen, dass das Ziel des Unterrichts sein sollte, die Lernenden auf die Sprachrealität vor Ort vorzubereiten: Was soll man denn nun unterrichten: *sehen* (eher norddeutsch) vs. *schauen* (eher süddeutsch) vs. *kucken* / *gugge* (kaum geschrieben). Hören werden unsere Lerner sicherlich das Lexem {KUCKEN} in ihrem Auslandsjahr; darf man es dann aus dem Unterricht verbannen?

Um der Vielfalt sprachlicher Realität gerecht zu werden, sollte also das Ziel des DaF-Unterrichts revidiert werden und neben der Vermittlung von schriftsprachlichem Standard auch (konzeptionell) gesprochene alltagssprachliche Elemente mit berück-

⁴ Zu einer allgemeinen Diskussion des Phänomens Sprachverfall vgl. Langer (2009).

sichtigen. Natürlich gibt es das Konversationselement im Fremdsprachenunterricht, aber dort werden in der Regel die regelmäßigen Abweichungen gesprochener Sprache von geschriebener Sprache eher ausgeblendet als systematisch vermittelt. Für Elspaß (2010: 421) ist Alltagssprache für den Fremdspracheunterricht von elementarer Bedeutung, da Spracherwerb nicht nur die deutsche Schriftsprache als Ziel haben darf. Dies ist sowohl ideologisch (Nichtstandardsprecher sind nicht dümmer als Standardsprecher, auch wenn dies von Proponenten der ‘standard language ideology’ (Milroy & Milroy 1999) gerne zumindest impliziert wird) als auch praktisch motiviert. Unsere StudentInnen aus Bristol und Reading berichten immer wieder, wie sie, obwohl mit exzellenten Deutschkenntnissen ausgestattet, in ihrem Auslandsjahr in Deutschland und Österreich mit ihnen unbekanntem Varianten in Kontakt kommen, die überall gesprochen werden und weder dialektal noch soziolektal markiert sind. Beliebte Beispiele sind hier *weil* mit V2-Stellung, *kucken/gugge* statt *schauen/sehen* und Demonstrativpronomen statt Personalpronomen (vgl. Weinerts Aufsatz in diesem Heft) sowie *wegen* mit Dativ (vgl. Scott in diesem Heft). Wenn Lernende also mit angemessenen Sprachfähigkeiten ausgestattet werden sollen, so kann eine exklusive Konzentration auf geschriebene Sprache nicht der einzige Weg sein, da dies nur einem kleinen Teil der vorgefundenen Sprach(en)realität vor Ort entspricht und viele Situationen nicht abdeckt, die für die Studierenden wichtig sind, etwa soziale Kontakte knüpfen – was natürlich nicht erfolgt, in dem man sich in vollständigen Sätzen gegenseitig über seine Hobbies informiert. Es ist immerhin auch möglich, dass eine systematische Integration von Alltagssprache und deren Kontrastierung mit dem schriftsprachlichen Standard bei den Studierenden Interesse und gesteigerte Aufmerksamkeit hervorruft und nicht nur Verwirrung.

Die Beiträge in diesem Heft

Diese *GFL-Sondernummer* enthält sechs Studien, die sich mit Phänomenen und Texten der Alltagssprache beschäftigen und dabei berücksichtigen, inwieweit ein besseres Verständnis von Alltagssprache für Lernende sinnvoll oder gar nötig ist. Die Beiträge sind aus Vorträgen auf der jährlichen Konferenz des britischen und irischen Germanistenverbandes *Association for German Studies* (AGS) im Frühjahr 2010 an der University of Reading entstanden.

Die Beiträge von Geraldine Horan und John Partridge behandeln zwei wichtige alltagssprachliche Phänomene, deren Behandlung im Unterricht Deutsch als Fremdsprache sicher nicht selbstverständlich ist.

Geraldine Horan untersucht Fluchen und Beschimpfungen im Deutschen, die, auch wenn es ein wenig paradox erscheint, als Teil von Nähesprache anzusehen sind und vor allem im alltäglichen Sprachgebrauch zum Einsatz kommen. Der Beitrag widmet sich dem Spannungsfeld zwischen der verbreiteten Ablehnung von Fluchen und Beschimpfen als sozial unerwünschtes verbales Verhalten auf der einen Seite und dem anhaltenden Reiz, den eben dieses Verhalten und sein Ausdruck, oder die Möglichkeit dieses Verhaltens, ausübt. Dieses Interesse ist v. a. dokumentiert durch die Vielzahl an populären Schimpfwörterbüchern und Dialektschimpfwörterbüchern. Es ist anzunehmen, dass Letztere auch als Angebot zu regionaler Identifikation wahrgenommen werden.

John Partridge beschäftigt sich mit Formen informeller Anrede im Englischen und Deutschen. Informelle Anrede ist als Ausdruck von sozialer Nähe zu verstehen und daher relevant für unser Verständnis von Alltagssprache. Der Beitrag zeigt aus seiner kontrastiven Perspektive, dass es einige Asymmetrien zwischen dem Englischen, wo informelle Anrede mit Formen wie „mate“ oder „love“ realisiert werden kann, und dem Deutschen gibt, in dem solche Formen weniger gebräuchlich sind und die Unterscheidung zwischen „du“ und „Sie“ eine wichtige Funktion beim Ausdruck von Nähe und Distanz einnimmt.

Einen systemlinguistischen Blick werfen die Aufsätze von Alan Scott und Regina Weinert auf alltagssprachliche Phänomene.

Alan Scott beschäftigt sich mit dem Wandel des Genitivgebrauchs im Deutschen. Nachdem wir uns jahrelang angehört haben, dass der Dativ dem deutschen Genitiv einen langsamen, aber sicheren Tod bereite, bietet der Beitrag eine wohlthuende Differenzierung an, die die verschiedenen Gebrauchsweisen und Funktionen des Genitivs und seiner ‚Konkurrenzfälle‘ berücksichtigt. Anhand alltäglichen Sprachgebrauchs in Twitter Tweets ermittelt Alan Scott den aktuellen Stand des Genitivgebrauchs im heutigen Alltagsdeutsch und stellt dabei fest, dass dieser robuster ist, als man es angenommen hätte.

Regina Weinerts Analyse beruht auf Beispielen alltäglichen Sprachgebrauchs, d. h. informeller, wenn auch aufgabenorientierter Sprache sozialer Nähe. Sie untersucht, wie Sprecher in natürlichen Dialogen Pronomen verwenden. In diesem Kontext werden Demonstrativpronomen deutlich häufiger gebraucht als Personalpronomen. Dies spiegelt sich jedoch in gängigen Kodifizierungen des Deutschen – inkl. DaF-Lehr- und Lernwerke – (noch) nicht wider. Der Unterschied im Gebrauch von Pronomen zwischen gesprochener Alltagssprache und geschriebener Standardsprache ist signifikant und zeigt einmal mehr, dass auch grammatikalische Mittel nicht unangefochten vom Gebrauchskontext sind.

Peter Skrandies und Petra Storjohann untersuchen den Einfluss von Alltagssprache auf Fachsprache, bzw. umgekehrt den Einfluss von öffentlicher Sprache des Mediendiskurses auf Alltagssprache.

Peter Skrandies untersucht Metadiskurse in der ‚alltäglichen Wissenschaftssprache‘, einer Textsorte, mit der selbst erfahrene Lerner und auch so manche Muttersprachler sehr zu kämpfen haben. ‚Metadiskurs‘ bezieht sich dabei auf die von den AutorInnen verwendeten Mittel zur Einordnung der eigenen Aussagen und zur Rezeptionssteuerung. Der Autor kann dabei zeigen, wie ursprünglich alltägliche Erfahrungen und Handlungen aus anderen Bereichen zu diesem Zweck metaphorisiert wurden und in die wissenschaftssprachliche Eingang gefunden haben. Skrandies zeigt damit auf, dass auch Alltagssprache Fach- und/oder Wissenschaftssprache beeinflusst und nicht nur umgekehrt, wie es z. B. von Pörksen (1989) populär diskutiert und kritisiert wurde.

Petra Storjohann beschäftigt sich mit der Semantik von Schlagwörtern in der öffentlichen Alltagssprache, d. h. Sprachgebrauch in deutschen Printmedien. Zwar ist der schriftsprachliche Standardsprachegebrauch der Printmedien nicht als Alltagssprache zu sehen, allerdings kommen wir mit diesem Mediendiskurs alltäglich in Berührung. Er prägt unser Verständnis davon, was innerhalb bestimmter Diskurse, wie *Wirtschaftskrise* und *Globalisierung* relevant ist und welche Positionen und Wertungen in ihnen aufgehoben sind. Storjohann zeichnet dieses nach anhand eines Korpus deutscher Tageszeitungen. Es ist anzunehmen, dass diese Festlegungen unser Alltagsverständnis und damit unseren informellen, alltäglichen Austausch über aktuelle Politik und Ereignisse der Zeitgeschichte prägen.

Die Beiträge werfen also ein Licht auf

- alltagssprachliche Phänomene wie Fluchen und Schimpfen, womit ein Bereich geläufigen, aber unerwünschten Sprachgebrauchs angesprochen wird;
- informellen Sprachgebrauch im Alltag, wobei durch den kontrastiven Ansatz deutlich wird, dass Kulturkompetenz und direkter Kontakt zur Sprachgemeinschaft für die Beherrschung informeller Alltagssprache besonders wichtig sind;
- den gegenwärtigen Stand sprachlichen Wandels im Genitivgebrauch, der am alltäglichen Sprachgebrauch wesentlich besser abzulesen ist, als in der beständigeren standardorientierten Schriftsprache;
- den Umstand, dass im alltäglichen, informellen Sprachgebrauch Pronomina ganz anders verwendet werden, als es die kodifizierten Normen für die Standardvariante nahelegen;
- die Beeinflussung von Fachsprache durch Alltagssprache; wie also auch eine von Alltagssprache abgrenzbare Varietät immerhin zum Teil auf alltäglichem Sprachgebrauch und konkreteren Erfahrungen beruht;
- den Umstand, dass Alltagsdiskurse und alltägliches Sprechen über Politik und Zeitgeschichtliches beeinflusst wird z. B. vom Printmediendiskurs, der nicht zuletzt die Semantik zentraler Schlagwörter ‚festschreibt‘.

Mit einer solchen Sammlung von Beiträgen kann natürlich keine systematische Erfassung und Abgrenzung von Alltagssprache geleistet werden. Die Beiträge verdeutlichen jedoch durch die verschiedenen Aspekte, die in ihnen angesprochen werden, dass sich eine dezidierte(re) Hinwendung zur Alltagssprache in Forschung und Unterricht lohnen könnte.

Bibliographie

- Ágel, Vilmos (2008) Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. *Info DaF* 35, 64-84.
- Berend, Nina (2005) Regionale Gebrauchsstandards - Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Ludwig M. Eichinger; Werner Kallmeyer (Hrsg.). *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter, 143-170.
- Chambers, Jack; Trudgill, Peter (1980) *Dialectology*. Cambridge: CUP.

- Davies, Winifred (2006) Normbewusstsein, Normkenntnis und Normtoleranz von Deutschlehrkräften. In: Eva Neuland (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt/M: Peter Lang. 483–491.
- Durrell, Martin (2006) Deutsche Standardsprache und Registervielfalt im DaF-Unterricht. In: Eva Neuland (Hrsg.): *Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht*. Frankfurt/M: Peter Lang. 111–122.
- Elspaß, Stephan; Möller, Robert (2003 ff.) *Atlas zur deutschen Alltagssprache*. URL: www.philhist.uni-augsburg.de/ada.
- Elspaß, Stephan (2010) Alltagsdeutsch. In: Hans-Jürgen Krumm; Christian Fandrych; Britta Hufeisen; Claudia Riemer (Hrsg.) *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache* (= HSK 19). 418-424.
- Götze, Lutz (2001) Normen – Sprachnormen – Normtoleranz. In: *Deutsch als Fremdsprache* 40, 131-133.
- Koch, Peter; Oesterreicher, Wulf (2007) Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 35, 346-375.
- König, Werner (2008) Welche Normen? Wessen Normen? 15 Sätze zu Info DaF 34. *Info DaF* 35. 61-63.
- Langer, Nils (2007) Finding Standard German – Thoughts on Linguistic Codification. In: Christian Fandrych; Reinier Salverda (Hrsg.). *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen*. Tübingen: Narr. 217-240.
- Langer, Nils (2009) *Sprachverfall in the New Germany. Germanistik in Ireland* 4. 117-132.
- Langer, Nils (2010) Sprechereinstellungen zur Zielsprache im britischen und irischen DaF-Unterricht. In: Christina A. Anders; Markus Hundt; Alexander Lasch (Hrsg.). *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Berlin, New York: De Gruyter. 409-431.
- Maitz, Peter; Elspaß, Stephan (2007) Warum der ‚Zwiebelfisch‘ nicht in den Deutschunterricht gehört. *Info DaF* 34, 515-526.
- Milroy, James & Lesley Milroy (1999) *Authority in Language*. London: Routledge.
- Muhr, Rudolf (2007) *Österreichisches Aussprachewörterbuch. Österreichische Aussprachedatenbank*. Frankfurt/M: Peter Lang.
- Pörksen, Uwe (1989): *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur*. 3. Aufl. Stuttgart: Klett Cotta.
- Ransmayr, Jutta (2006) *Der Status des österreichischen Deutsch an Auslandsuniversitäten*. Frankfurt/M: Peter Lang.
- Roggasch, Werner (2007) Antwort auf Peter Maitz/Stephan Elspaß und Einladung zur Diskussion. *Info DaF* 34. 527-530.
- Sick, Bastian (2004-6) *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Spiekermann, Helmut (2005) ‚Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung‘. In: Ludwig M. Eichinger; Werner Kallmeyer (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin/New York: de Gruyter 100–125.
- Wagner, Melanie (2009) *Lay linguistics and school teaching: An empirical sociolinguistic study in the Moselle Franconian dialect area*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag (ZDL Beihefte).

Biographical information

Melani Schröter received her PhD from the University of Leipzig and has been a Lecturer in German Studies at the University of Reading since 2007. Her research

focuses on German political discourse. She has recently co-authored an introduction to the analysis of political discourse (with Björn Carius: *Vom politischen Gebrauch der Sprache. Wort, Text, Diskurs*; Peter Lang 2009) and co-edited a volume *Verschlüsseln, Verbergen, Verdecken in öffentlicher und institutioneller Kommunikation* (Erich Schmidt 2008).

A Schleswig-Holsteiner born and bred, Dr Langer completed his schooling and Zivildienst in Neumünster before studying English and German Linguistics at the University of Newcastle upon Tyne. He graduated from there in 2000 with a PhD on prescriptive grammarians in seventeenth century Germany. He has been at Bristol since 2000, where he is now Reader in German Linguistics. His principal research interests lie with linguistic prescriptivism in the past and today, and language politics and suppression in the nineteenth century.